

Prof. Dr. Günter Dippold:

Festrede zum 25jährigen Jubiläum der Flößergemeinschaft Wallenfels

Wallenfels, 27. Oktober 2007

Eine eindrucksvolle Bilanz können Sie ziehen nach 25 Jahren, und dazu gratuliere ich Ihnen herzlich. Feste soll man bekanntlich feiern, wie sie fallen, doch sie haben allen Grund zur Freude. Denn es ist dem Wirken der Flößergemeinschaft und der übrigen Floßvereine im Landkreis ganz wesentlich zu verdanken, daß das Thema Flößerei im öffentlichen Bewußtsein geblieben ist lange über das Ende der gewerbsmäßigen Floßfahrten hinaus. Noch leben Männer, die dabei waren, als in den fünfziger Jahren die letzten Floße die Rodach und den Main hinunterfuhren, zuletzt nach einem Windbruch 1958. Doch auch in mehreren Jahrzehnten, wenn keiner mehr leben wird, der *mitgefahren* ist, wenn nicht einmal mehr ein *Augenzeuge* der alten Zeit mehr unter uns sein wird, selbst dann – davon bin ich überzeugt – wird die Flößergemeinschaft die Erinnerung wachhalten.

Und fort und fort werden engagierte Mitglieder berichten von der vielfältigen, von der gefahrvollen und von der harten Arbeit des Holztransports zu Wasser, werden sie Einheimischen und Fremden die Chance geben, eine Dreiviertelstunde ein Floß in Bewegung zu fühlen. Sie pflegen, und das scheint mir neben dem Zusammenhalt, den ein Verein immer stiften sollte, das Wichtigste, Sie pflegen die Erinnerung, und daß es dabei auch lustig zugeht, gehört zum Geschäft. Sie wecken eine breite Neugier, und das allgemeine Interesse an der Flößerei schafft erst die Gelegenheit auch für eine theoretische Beschäftigung mit dem Thema.

Im Landkreis Kronach ist in den letzten Jahren die prägende Kraft der Flößerei für diese Landschaft neu erkannt worden dank wissenschaftlicher Forschungen, wie sie Dr. Thomas Gunzelmann initiiert und Christine Dorn durchgeführt hat. Sie

haben begonnen, das komplexe System von Flüssen und Bächen, von Floßteichen und Wehren, von Lagerplätzen, Lässen und Schleifbahnen zu erforschen. Und sie haben gezeigt, wie über die eigentlichen Hilfsmittel des Floßverkehrs hinaus das Geschäft mit dem Holz die Orte prägte – etwa dank der Wohlhabenheit, die mancher Floßherr erwarb. So stiftete 1858 der ledige Holzhändler Bartholomäus Behrschmidt 15 000 Gulden – das verdiente ein Lehrer in einem halben Berufsleben – für den Neubau der Pfarrkirche St. Thomas, den er dadurch überhaupt erst ermöglichte. Selbst da also, wo man es auf den ersten Blick nicht erwarten würde, besteht ein direkter Bezug zur Flößerei.

Sie ist fraglos ein uraltes Gewerbe, und doch läßt sie sich erst im 14. und 15. Jahrhundert allmählich in Schriftquellen fassen. Immerhin hat man sie durch Spuren am Dachstuhl in der Bamberger Stiftskirche St. Gangolf aus dem späten 12. Jahrhundert – durch Spuren, die auf das Flößen der Stämme hindeuten – noch weiter zurückdatieren können. Man wird darüber nachdenken müssen, ob die Burgen, die im 12. und 13. Jahrhundert entstanden – Rodeck, Waldenfels, Küps, Redwitz beispielsweise –, nicht zu einem guten Teil den Zweck hatten, die wichtige Handelsware, den bedeutenden Wasserweg zu sichern. Denn Holz war bis ins 19. Jahrhundert ein universeller Stoff – als Werkstoff, als Baustoff, als Brennmaterial gleichermaßen unentbehrlich. Die unterschiedlichsten Gewerbe und jeder Privathaushalt kamen ohne Holz nicht aus, und damit ist Holz nicht unähnlich dem Erdöl in unserer heutigen Welt.

Schon früh war Wallenfels ein Flößerort. Als sich 1665 ein Wallenfelsener Pfarrer fortbewarb, klagte er, wie schlecht es ihm unter „den flössleudten hiesischer

pfarr“ ergehe, und in einem anderen Brief verwandte er „die Wallenfesler“ und „die flösser“ als gleichbedeutende Begriffe.

Dank seiner Unverzichtbarkeit machte Holz in der frühen Neuzeit unseren Raum reich, wenn auch auf Kosten einer teilweisen Herunterwirtschaftung der Wälder. Die Wallenfesler Geschichte ist voll von Belegen für die Wohlhabenheit des Gemeinwesens, die – neben den Bodenschätzen – auf dem Holz gründete. Die stadtähnlichen Marktrechte sind zu nennen oder das Führen eines vom Kaiser verliehenen Wappens. Wallenfels besaß damals als Amtssitz eine echte Mittelpunktsfunktion, die durch die Erlangung einer eigenen Pfarrei noch unterstrichen wurde. Gerne hätten die Einwohner, wie die Bürger einer echten Stadt, Bier auch in die Umgebung verkauft, doch damit war endgültig der Lebensnerv der Kronacher getroffen.

Daß Holz der wesentliche Erwerbszweig im Amt Wallenfels war, unterstreicht der Banzer Mönch und Bamberger Professor Johann Baptist Roppelt in seiner 1801 erschienenen Beschreibung des Hochstifts Bamberg: „Das Amt besteht zwar aus einer ganzen Bergkette, hat das sprödeste Erdreich [...], indessen werden doch Gerste, Korn und Flachs und viele Erdäpfel gebaut. [...] Dagegen hat es ein außerordentlich starkes Holzkommerz, das durch Flöße bis an den Rhein geht und viele Tausend Gulden ins Amt bringt.“

Erst kurz zuvor war Konkurrenz von Staats wegen ausgeschaltet worden: Die Enchenreuther durften an Holzversteigerungen der bambergischen Forstbehörden ab 1797 nicht mehr teilnehmen, denn der Fürstbischof hatte sie „an ihren sehr weitschichtigen Feldebau verwießen“ und andererseits den „Holzhandel den Flößern zu Kronach und Wallenfels [...] überlassen“. Kurz, es sei, meinte die Bam-

berger Hofkammer, die Oberfinanzbehörde, „jeder also zu seinem eigenen, noch mehr aber zum beträchtlichen Nutzen des Staats in die Classe, wohin er eigentlich gehöre, [...] gesetzt worden.“

Und die „Klasse“ der Wallenfesler war eben der Holzhandel. Ein zusätzliches Gewerbe bildete die Herstellung von besonderen Steinartikeln, von „Decknadeln, Wetzsteinen, [...] Probier und Barbiersteinen, Wassersteinen für die Uhrmacher und Goldschmiede, Flintensteinen, Weisstiften und Serpentinsteinen“, die gewiß mit den Flößen zu den Kunden transportiert wurden. Nur noch geringen Umfang besaß im frühen 19. Jahrhundert die Förderung von Eisenstein, der im Steinwiesener Hammer verarbeitet wurde; vier Bergleute gab es 1820 in Wallenfels, sechs in Neuengrün.

„Zu wünschen wäre es“, meinte Roppelt 1801, daß die „edlen Naturproducte, mit welchen die Gegend im Ueberfluß bereichert ist, mit mehr Klugheit, Eifer und Fabrikmäßiger benutzt würden, um den Einwohnern mehr Nutzen und Verdienst zu verschaffen.“ Doch die Wallenfesler hielten lieber am vertrauten Holzgeschäft fest.

Dabei war um 1800 schon eine schwere Krise für die hiesige Flößerei heraufgezogen. Längst belieferte der Frankenwald nicht mehr nur die Mainregion mit Bauholz, sondern ein Gutteil seiner Ausfuhr ging bis nach Holland. Unser Raum war Teil geworden einer kontinentaleuropäischen Holzwirtschaft, maßgeblich gelenkt vom Niederrhein als einem Hauptabsatz- und Hauptumschlagsgebiet.

Doch was selbst die Weitblickenden hier kaum umrissen, das war die Schattenseite des großen, überregionalen Geschäfts: daß man sich, schon seit dem späten 18. Jahrhundert, einem Kartell mittelrheinischer Holzhändler gegenüber sah, das

den Markt und die Preise für das Exportgut kontrollierte. Mit den vielen einzelnen Händlern aus unserem Raum hatte dieses Konsortium leichtes Spiel.

Als man das erkannte, war es zu spät. 1825 schrieb der Lichtenfelser Landtagsabgeordnete Joseph Felix Silbermann, ein gebürtiger Kronacher, der selbst mit Holz handelte: „Wir führen fortwährend unter jeder Aufopferung aus, um auszuführen. [...] Wir sehen die Holzkäufer von Frankfurt, Mainz und dem Rheinlande enge verbunden, die Preise [...] auf die plumpeste Weise erzwingen“.

Das traf den Raum hier, traf das Landgericht Kronach besonders schwer, den Raum, von dem es 1827 hieß: „Das vorzüglichste Produkt [...], welchem das Landgericht die Nahrung seiner Bewohner, deren Wohlstand, die Beschäftigung von 80 Schneidmühlen, von welchen 60 Floßherren und 500 Floßknechte leben, verdankt, ist das Holz, wovon kein Landgericht so viel ins Ausland liefert.“

Die Krise wurde offenkundig und alltäglich spürbar im Hungerjahr 1847. So schrieb der Regierungspräsident von Oberfranken, der gebürtige Kronacher Melchior von Stenglein, im März 1848, der Floßhandel um Kronach werde seit Jahren „durch eine in früheren Zeiten nicht gekannte Konkurrenz aus dem Schwarzwalde mehr und mehr beeinträchtigt. Doppelt niederschlagend mußte daher die Nachricht aus den Rheingegenden wirken, daß bei den dermaligen Konjunkturen die Geschäfte des Holzhandels gänzlich stocken. Noch finden sich die Floßhölzer der letzten Herbstfahrten unverwerthet auf dem Lager und können nicht einmal um die niedersten Preise angebracht werden. Den Floßherrn drohen daher um so größere Verluste, als sie die für die gegenwärtigen Frühjahrsfahrten bereitliegenden Holzvorräthe nicht mehr zurückhalten können und wegen der durch den unerhörten Schneebruch im Winter 46/47 vermehrten Holzabgabe aus dem fränk. Walde

theilweiße schon mit Vorräthen für die nächstkommenden Herbst- und Frühjahr-Flöße 1848/49 versehen sind. Unter diesen Umständen kann es sich leicht treffen, daß in den Rheingegenden die Hölzer um jeden Preiß und sogar wohlfeiler losgeschlagen werden müssen, als sie zu Hauß im Striche erstanden werden mußten.“ Die „Existenz einiger 1000 Familien von Floßknechten“ sei gefährdet.

Es kamen grundsätzliche Entwicklungen hinzu. Im späten 19. Jahrhundert war Holz längst nicht mehr der umfassende Stoff wie noch um 1800. Beim Bauwesen hatte sich die Verwendung von Stein, mehr noch von Ziegeln weitgehend durchgesetzt. Die neuen Methoden der Kohleveredlung ließen Holz und Holzkohle als entbehrlich erscheinen. Im konstruktiven Bereich schien Gußeisen konkurrenzfähig zu werden, ersetzte eine Eisensäule jedenfalls da und dort Holz. Es kamen Stahlschiffe auf und verdrängten rasch hölzerne Schiffe. Kleingeräte wurden aus anderen Werkstoffen gefertigt: Metall und Porzellan traten nicht selten an die Stelle von Holz.

Von all dem mögen die Floßherren, Flößer und Floßknechte hier zunächst wenig gespürt haben, denn die Nachfrage nach Holz blieb hoch, stieg teilweise gar noch durch den Bauboom der Großstädte, durch den Hunger von Fabriken, durch die Eisenbahnschwellen.

Was man aber gewiß spürte, waren die neuen Verkehrswege – wenngleich die Mär, die Eisenbahn habe, vom ersten Zug an, der Kronach 1861 erreichte, der Flößerei den Garaus gemacht, wohl als überholt gelten kann. Bedeutsamer war zunächst wohl sogar der Ludwig-Donau-Main-Kanal, der Wasserweg von Kelheim nach Bamberg, der es möglich machte, auch Holz aus dem Bayerischen Wald auf den westdeutsch-niederländischen Markt zu bringen – wobei er anderer-

seits erlaubte, die expandierende Stadt Nürnberg mit Bauholz aus dem Frankенwald zu beliefern.

Gewiß hat die Bahn der Flößerei Aufgaben entzogen, wobei sie bekanntlich den Holztransport vielfach nur bis Lichtenfels, Zapfendorf oder Bamberg übernahm, auf den ersten, personalintensiven Teilstrecken. Mit dem Bau der Bahn nach Probstzella-Saalfeld 1885 erschloß sie allerdings dem hiesigen Holzhandel auch Märkte jenseits des Rennsteigs, die Industriestädte Sachsens und die expandierende Reichshauptstadt Berlin. Die Flußrichtungen von Gewässern spielten dank Bahn keine Rolle mehr– noch stärker als zuvor war der hiesige Holzhandel eingebunden in große Wirtschaftskreisläufe.

Man hat den Eindruck, als hätten Konjunkturen sich stärker ausgewirkt als in früheren Zeiten. Und als sei Armut bei den Flößern und den Floßknechten stärker zum Alltag geworden. 1883 meinte das Bezirksamt Kronach, der „verarmte[n] Bevölkerung“ von Wallenfels sei der Forstfrevel „zur Gewohnheit“ geworden. Die Behörde schrieb das, um darzulegen, daß es eine Gendarmeriestation im Ort brauche. „Sobald die Befürchtung, auf der Tat ertappt zu werden, sich mindert, werden sich bestimmt die Frevel wieder mehren.“ 1914 schrieb ein hiesiger Lehrer lakonisch: „Bevölkerung großen Teils minderbemittelt.“ Was selbstverständlich nicht die Geistesgaben, sondern den materiellen Besitz meinte. Und weiter: „Schulbesuch nicht zum besten.“ Denn wo möglich, mußten die Kinder mitarbeiten.

Endgültig kehrte bitterste Armut ein in den krisenhaften Jahren nach dem Ersten Weltkrieg. Die Entwicklung hatte sich lange abgezeichnet, wurde hier aber wie ein Bruch erlebt. Der junge Berliner Schriftsteller Alexander Graf Stenbock-Fermor hat 1930, nach einem Besuch in Wallenfels, eindrucksvoll geschildert:

„Die Flößer verkauften ihr Holz und kehrten zurück mit Geld beladen. Das ganze Dorf nahm Teil an der Freude. In der Kirche hielt man ein Dankgebet ab. Es wurde gezecht und gesungen. [...] Beim Kommun-Bier feierten die Heimkehrenden ihre Erfolge.

Doch eines Tages erhielten die Flößer beim Verkauf ihres Holzes weniger Geld, als sie hineingesteckt hatten. Und mit Schrecken erfuhr das ganze Dorf, daß mit der Flößerei nicht ein einziger Pfennig mehr zu verdienen war.

Die ehemals reichen Absatzgebiete in Süddeutschland waren verarmt und durch die Zufuhr ausländischer Hölzer überschwemmt, die Preise aufs äußerste heruntergedrückt. Auch die Holzzufuhr aus der nahen Tschechoslowakei gestaltete sich billiger und rationeller. [...]

Ein Dorf mit 2500 Einwohnern wird mit einem Schlage brotlos. Die vielen Wasser- und Dampfschneidesägen, die Lohnmühlen liegen still. Die Männer begreifen es nicht. Sie stehen vor ihren Türen und sehen die Wälder auf den Bergen, die Wälder, die ihren Eltern, Großeltern, Urgroßeltern Brot brachten – und plötzlich ist das alles aus. Das Holz hat keinen Wert. Die Arbeit hat keinen Sinn.“

Diese Sätze stammen aus Graf Stenbock-Fermors Buch „Deutschland von unten. Reise durch die proletarische Provinz“. „Hunger im Frankenwald“ ist sein Kapitel über die Flößer in Wallenfels und die Handweber in Meierhof überschrieben.

Um zu überleben, mußten die Wallenfelser auswärts, in anderen Waldgebieten, Arbeit suchen. Das gelang nicht immer, wie das Bezirksamt Kronach 1921 nach Bayreuth meldete: „Wegen der schlechten Lage im Holzgeschäft droht in der Flössergemeinde Wallenfels eine umfangreiche Arbeitslosigkeit. [...] Während in

früheren Jahren viele Leute aus Wallenfels auswärts bei Fällungsarbeiten (bei Schliersee, in Thüringen u.a.) beschäftigt waren, ist jetzt nirgends derartige Arbeit zu finden.“

Die einst durchaus wohlhabende Flößergemeinde war nun ein einziges Armenhaus. „Seit vielen Generationen lebten die Bewohner von der Flößerei. Von Jugend auf waren sie mit dem Holz vertraut. Das Holz war ihre Arbeit, ihr Brot, ihr Schicksal. Sie gehörten zum Holz, wie der Bauer zum Acker gehört, der Fischer zum Meer.“

Der den Kommunisten nahestehende Graf Stenbock-Fermor führt uns mitten hinein in das Wallenfels der Weltwirtschaftskrise, dessen Bewohner nun Not litten. „Vierhundert Männer erhalten Arbeitslosengeld, Krisenunterstützung und werden wieder ausgesteuert, sitzen ohne Pfennig da. Dreihundert Männer suchen auswärts, weit von der Familie getrennt, nach Verdienst. Sie wandern nach Ostpreußen, nach Pommern, Westfalen, Österreich, bereit zu jeder Arbeit. Einige kehren halbverhungert heim – überall Arbeitslosigkeit. Wenigen gelingt es, in den oberbayerischen Wäldern für Wochen und Monate Arbeit zu finden. Dort müssen sie von ¼ Uhr morgens bis 9 Uhr abends am Holz sein, mit einer Mittagspause von zwei Stunden. Bei einer 14- bis 15stündigen Arbeitsschicht verdienen sie 15 Mark wöchentlich. Davon müssen sie leben, und davon sollen Frauen und Kinder zu Hause leben.“

Daß dies keine klassenkämpferische Polemik war, zeigt eine Doktorarbeit, die 1941 im Druck erschien. Gestützt auf Mitteilungen des Wallenfelsler Bürgermeisters schreibt der Verfasser: „Im September 1932 zählte Wallenfels 119 Wohlfahrtserwerbslose, und die Zahl der Arbeitslosen betrug während der Krisenjahre

im Winter durchschnittlich etwas über 300. Ungefähr 250 Flößer und Holzarbeiter aus Wallenfels ziehen alljährlich im Frühjahr in die walddreichsten Gegenden Deutschlands nach Ostpreußen, in den Thüringer-, Bayerischen, Böhmer- und Schwarzwald und übernehmen in einzelnen Arbeitsgruppen auf eigene Rechnung den Abtrieb und die Aufbereitung hiebreifer Holzschläge. Sie arbeiten täglich von früh 3 Uhr bis abends 21 Uhr [...]. Die Familien dieser Holzarbeiter bleiben in der Heimat zurück. [...] Erst im Spätherbst kehren die Holzarbeiter wieder in die Heimat zurück.“

Die Frauen, auch arbeitsfähige Kinder versuchten etwas hinzuzuverdienen. Lange Zeit trieben sie vor allem ein bißchen Landwirtschaft. „Die Floßknechte [...], die theils im Accord theils im Taglohne arbeiten, überlassen die Sorge für das Stückchen Wiese und Artland, das zu ihrem Anwesen gehört, dem Weibe“, schreibt 1865 der Münchner Eduard Fentsch mit Blick auf Kronach.

Dann, wohl erst im frühen 20. Jahrhundert, war die Handstickerei in Wallenfels eingeführt worden, um den Frauen die Möglichkeit zum Zuverdienst zu geben. „Achtjährige Mädchen müssen schon helfen“, schreibt Graf Stenbock-Fermor. „Sie sitzen in den dumpfen, dunklen Stuben über die Stopfgeige gebückt und sticken an den Decken und Tüchern. Wenn die Frau vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein fleißig arbeitet, bringt sie es auf eine Mark täglich. Besonders gewandte Handstickerinnen verdienen eine Mark fünfzig, aber das ist schon eine Höchstleistung.“

Das freilich nur, wenn es Arbeit gab. Die Weltwirtschaftskrise aber traf auch diese Hausindustrie. 368 Handstickerinnen zählte man am 1. April 1931 in Wal-

lenfels, aber von ihnen waren nur 37 voll und 55 teilweise beschäftigt – und drei von vier gar nicht.

Man versuchte dem Elend entgegenzusteuern, indem Gemeinden und Behörden unseres Raums einen Bahnbau forderten. Zwar gab es einen Bahnhof Wallenfels, aber der war über dreieinhalb Kilometer entfernt. Wenn sich Industriebetriebe aus anderen Branchen ansiedelten, dann im direkt angebundenen Steinwiesen. Viele setzten Hoffnung auf einen Bahnbau von Erlabrück bis Schwarzenbach am Wald, der eine kurze Verbindung von Kronach mit Hof und damit nach Sachsen geschaffen hätte. Petitionen wurden eingereicht, Pläne erstellt – vergebens. Die Zusage der Anrainergemeinden, einen Bahnbau zu unterstützen, bewegte nichts, ebenso wenig wie der Umstand, daß „eine grosse Anzahl von Arbeitern“ in Wallenfels sich bereit erklärte, „im Falle der Aufnahme der Bauarbeiten, wenn sie dort beschäftigt werden, einen Tag in der Woche unentgeltlich zu arbeiten“.

Es tat sich nichts; erst aufgrund der Großbaumaßnahmen während des Dritten Reichs entspannte die Lage – doch nur vorübergehend. 1941 heißt es in der schon angeführten Dissertation: „auf Autobahnen und sonstigen größeren Baustätten ist ein Teil der Wallenfelser Holzmacher als Hilfsarbeiter beschäftigt. [...] Die Flößer von Wallenfels, Unterrodach, Friesen und Neuses werden von vielen Bauunternehmen als qualifizierte Arbeitskräfte mit Vorliebe gesucht.“ Die Bereitschaft, auswärts Arbeit zu suchen, habe dabei, so der Bürgermeister, einer grundsätzlichen Neigung entsprochen: „Den Wallenfelser Flößern wohnt ein gewisser Drang inne, weit entfernt vom Wohnort einer Beschäftigung nachzugehen. Das ruhige Leben in der Heimatgemeinde behagt ihnen weniger.“

Das Reden über die Not vor 75 Jahren will zu einer fröhlichen 25-Jahr-Feier auf den ersten Blick wenig passen. Und doch ist jene Zeit des Erinnerns wert. Weil es die Menschen, die damals gelebt, die damals ums Überleben gekämpft haben, wert sind, daß man ihrer gedenkt. Weil das zum Erbe gehört, das die Flößergemeinschaft pflegt.

Die alten Wallenfelsler sind es wert, daß man ihre harten Arbeitsbedingungen ins Gedächtnis ruft. Wie sie etwa dann herrschten, wenn der Rodachsteich bei der Bischofsmühle gezogen wurde und die Flößer bei Nacht vier Stunden dorthin gingen, über Berge, und das nicht bei angenehmen Sommertemperaturen, sondern im Winter. Wie sie sich durch Schnee kämpften, vereiste Hänge bewältigen mußten, um dann mehrere Stunden bei Eiseskälte die Kuppeln zu spannen und sie dann heil nach Wallenfels zu bringen. „Es ist ein hartes Stück Arbeit, dieses Flößen“, schrieb 1914 Hans Eber über Wallenfels, „aber Flößerschweiß ist etwas billiges.“

Dabei war, so die erwähnte Doktorarbeit von 1941, die „Arbeiterbevölkerung von Wallenfels [...] im allgemeinen derb, arbeitsam, kräftig, ausdauernd und gefeit gegen die rauheste Witterung, dabei genügsam und zufrieden“. Ähnliches findet man bei Graf Stenbock-Fermor, als er seine Begegnung im Wirtshaus mit den Wallenfelslern schildert: „Kräftige Männer sind um uns. Die Hemdsärmel werden aufgekrempt; sehnige, behaarte Arme liegen auf dem Tisch: Waldmenschen. Zerzauste Haare fallen in die gefurchten, niedrigen Stirnen, buschige Schnurrbärte hängen über die Lippen. Die offenen Hemden zeigen blaue Tätowierungen auf der Brust: Engel, nackte Mädchen, Tauben mit Briefen im Schnabel, markige Sprüche. Nach der alten Tradition der Holzarbeiter tragen die Männer einen goldenen Ring im linken Ohr. Alles zähe, arbeitsgewohnte Kerle“.

Es ist ein Bild, das uns da entgegentritt, wie es sich im 19. Jahrhundert nach und nach herausgebildet hat: das Bild des arbeitsamen, aber auch rauf- und sauf-lustigen Flößers, der bei den übrigen Menschen ängstliche Bewunderung hervorrief.

Zuerst war die Arbeitskraft legendär. So etwa schrieb 1827 ein Bamberger Gymnasiallehrer: „Unermüdete Thätigkeit verbinden die Bewohner [...] mit einem durch Arbeit abgehärteten Körper, der jeder Witterung trotzt und selbst in den Monaten Februar und März, wo das Flößen auf den Floßbächen am lebhaftesten betrieben wird, und der Bodenführer, oft mit dem halben Leib im eiskalten Wasser stehend, keine für die Gesundheit nachtheilige Folgen fühlt.“ Solche Schilderungen finden wir auch später noch, wenn etwa Hans Eber 1914 die Blöchertrift bei Wallenfels beschrieb: „Hunderte von Stämmen [...] kommen in Rudeln [...] daher. Das gibt ein Gerolle, ein Aneinanderprellen, ein Zischen und Schäumen! [...] die Blöcher stauen sich bei der ‚alten Marter‘. Sofort kann man den rechten Flößer-bermut bewundern. Ob auch noch Hunderte von Hölzern nachkommen, ob auch gleich die ganze Wiese vom eiskalten Wasser überschwemmt sein wird: der Floßhaken-Pionier weicht nicht von seinem Posten. Behende wie ein Eichkätzlein springt er von einem Ufer zum andern und steht wohl auch mitten im Wasser bis zum Herzfleck.“

Daß Nierenkrankheiten häufig waren und viele von Rheuma geplagt waren, blieb unerwähnt, ebenso das Schicksal der zahlreichen Männer, denen Krankheit, Unfall oder Alter die Arbeitskraft genommen hatten.

Dessen ungeachtet formte sich das umrissene Bild immer deutlicher: 1865 zeichnete der Münchner Jurist und Schriftsteller Eduard Fentsch dieses Porträt von

den Frankenwald-Flößern: „Ein robusteres, derberes, hochstämmigeres Geschlecht als das der Flößer [...] hat die ganze Provinz [gemeint war Oberfranken] nicht aufzuweisen. Ihre Arbeit bedingt und erhöht die körperliche Kraft, die sich mannigfaltig in Uebermuth und Exzeß offenbart. Die Criminalstatistik des Bezirkes Kronach ist die reichhaltigste. Desto weniger geeignet ist das Flößerhandwerk für die Cultur des Geistes.“ Vom „unruhigen, stets bewegten Flößer“ spricht Fentsch, nicht ohne gleich zu differenzieren. „Er läßt sich blos von Gefühl und Leidenschaft beherrschen [...]. Daß es ihm aber an Bildungsfähigkeit nicht mangle, beweist er durch ein schnelles und leichtes Verständniß, durch eine kluge Benützung seines Vortheiles und einen gesunden Mutterwitz.“

Und an anderer Stelle: „Das derbe, körnige, genußsüchtige Völklein der Flößer [...] unterscheidet sich von den ansitzenden Nachbarn zu allen Seiten [...]. Sein Gewerk selbst und die frische Berg- und Waldluft stählen ihn. Er selber bringt sein Produkt in den Handel, besieht sich dabei draußen die Welt, und ist ein gereister Mann.“ „Unstät und beweglich“ sei er deshalb, ganz anders als die Bauern. Und was hier 1865 doch zwiespältig, nicht ohne Kritik beäugt wurde, das war wenige Jahrzehnte später nur noch Gegenstand vergnügter Betrachtung. Zwei Helmbrechterer Autoren, Hans Seiffert und Josef Hübner, äußerten sich in ihren „Volkskundlichen Bildern aus dem Frankenwald“ so: „Des Wäldlers Leben ist hart. Und hart und derb und rauh ist er auch nach außen hin. Wer hat noch nicht von den nimmermüden Frankenwaldwebern, von den vierschrotigen, zähen Frankenwaldbauern, von den ‚grogen‘, derben Flößern, ihrem, fast einem geflügelten Worte gleichenden Fluche ‚Feuje-Dunnekeil-Hannla!‘ vernommen? Sollen diese Menschen anders sein? Sind Natur und Klima dort oben nicht ebenso? Können wir uns

den Flößer, immer tausend Gefahren ausgesetzt, [...] anders als derb und urwüchsig nach außen hin vorstellen? – Nein!

Aber es stecken gute Kerne in rauhen Schalen. [...] Es sind gutherzige, hilfsbereite, harmlose und genügsame Menschen, mit heißer Liebe an der Heimat hängend, die uns da begegnen. Wettergebräunte, hartlinige Gesichter! Kampfnaturen! Aber Charaktere! Gerade, offene Menschen, grad wie die Tannen!“

Es ist schon ein bemerkenswerter Meinungswandel, den wir da beobachten können: Mitte des 19. Jahrhunderts, da ist der Flößer der ungebildete, gewaltbereite Mensch, und bis ins frühe 20. Jahrhundert wird er zum urtümlichen, der Landschaft einzig angemessenen Naturburschen. Natürlich haben sich nicht so sehr die Flößer in dieser Zeit geändert, sondern der Blick der Gebildeten auf die Flößer hat sich gewandelt. Und so ist denn keines der Bilder ganz falsch, und keines ist ganz richtig. Aber das gilt eigentlich immer, wenn wir in den Quellen Beschreibungen historischer Wirklichkeit finden.

Die vielen Abbilder der Wirklichkeit zu pflegen – die harte Arbeit, die alltägliche Not, aber auch die ausgelassene Fröhlichkeit –, das ist ein verdienstvolles Tun, ich sagte es eingangs. Ich wünsche Ihnen weiterhin die Kraft, an das Erbe unserer Vorfahren zu erinnern, und weil ein solches Erinnern viele Gesichter haben kann, wünsche ich Ihnen auch gute Ideen. Ad multos annos – auf ein langes, gedeihliches Wirken.